

Walter Leimgruber

Die visuelle Darstellung des menschlichen Körpers

Gesellschaftliche Aus- und Eingrenzungen in der Fotografie

Helge Gerndt,
Michaela Haibl (Hrsg.)

Der Bilderalltag
Perspektiven einer
Volkskundlichen
Bildwissenschaft

*Münchner Beiträge zur
Volkskunde, Band 33, 2005,
426 Seiten, br., 29,90 €,
ISBN 978-3-8309-1553-9*



© Waxmann Verlag GmbH, 2005



WAXMANN

Steinfurter Str. 555
48159 Münster

Fon 02 51 – 2 65 04-0
Fax 02 51 – 2 65 04-26

info@waxmann.com
order@waxmann.com

www.waxmann.com
Mehr zum Buch [hier](#).

Die visuelle Darstellung des menschlichen Körpers

Gesellschaftliche Aus- und Eingrenzungen in der Fotografie

Walter Leimgruber

Lange wußte man nicht, wie das Böse in Wirklichkeit aussieht, konnte es sich höchstens als phantastisches Wesen vorstellen. Sieht die in Abbildung 1 dargestellte Person böse aus? Auf diesem Bild ist ein von der Basler Polizei ca. 1875 erkennungsdienstlich fotografierte Krimineller zu sehen. Das Bild unterscheidet sich kaum von anderen, nicht-polizeilichen Aufnahmen, wie sie zur selben Zeit entstanden sind.

Auch wie das Kranke und Abnorme aussieht, war lange Zeit ungewiß. Erkennt man auf Abbildung 2 ohne weiteres den Insassen einer psychiatrischen Klinik? Hugh Welch Diamond, der um 1850 in England die ersten Fotografien von psychiatrischen Patienten anfertigte, sah seine Fotografie als Mittel, sich in die individuellen Patienten einzufühlen, so zu einem besseren Verständnis der Krankheit zu gelangen und die Heilungschancen zu vergrößern. Er schuf Bilder höchster Individualität und Intensität, die den Porträts berühmter Zeitgenossen kaum nachstanden.

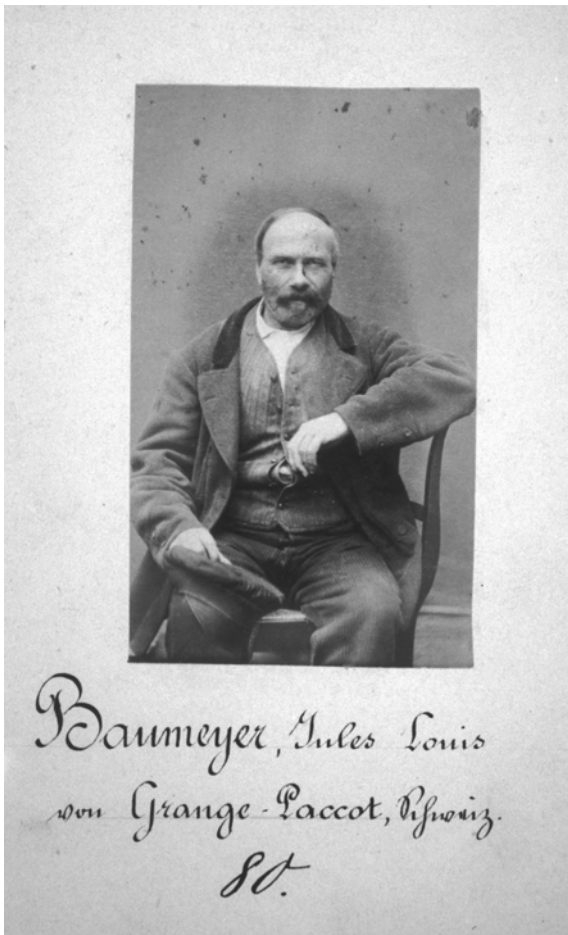


Abb. 1 Von der Basler Polizei erkennungsdienstlich fotografierte Person (um 1875)



Abb. 2 Von Hugh Welch Diamond fotografierte Insasse einer psychiatrischen Klinik (um 1850)

Im folgenden soll in einem ersten Teil, der sich auf die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts bezieht, die sozial ausgrenzende Wirkung der Fotografie am Beispiel gesellschaftlicher Gruppen skizziert werden, die sich nicht freiwillig ablichten ließen. Die Resultate dieser Betrachtung werden im zweiten Teil mit Entwicklungen der Gegenwart verglichen.

Als erstes Merkmal der frühen Fotografie ist festzuhalten, daß die Bildsprache kaum zu differenzieren vermag: Die frühesten bekannten schweizerischen Fahndungsfotos, 1852/53 – praktisch zeitgleich mit den Fotografien von Diamond – in Bern entstanden und Fahrende, sogenannte Jenische, zeigend (Abb. 3), unterscheiden sich nicht wesentlich von Porträts wohlhabender und gutsituierter Bürgerinnen und Bürger. Das mag zunächst nicht erstaunen, stammen doch die Bilder vom Fotografen Carl Durheim, der in seinem Atelier normalerweise Kundenporträts anfertigte.¹ Die Ähnlichkeit kann jedoch nicht nur auf diese personelle Übereinstimmung zurückgeführt werden, sie bleibt für die ganze Epoche der frühen Fotografie bestimmend. Es fehlen visuelle Differenzierungshilfen, die es erlaubt hätten, die „Anderen“, die Ausenseiter und Randständigen, die Kranken und Irren, die Exoten und Primitiven, vom bürgerlichen Ideal abzugrenzen.

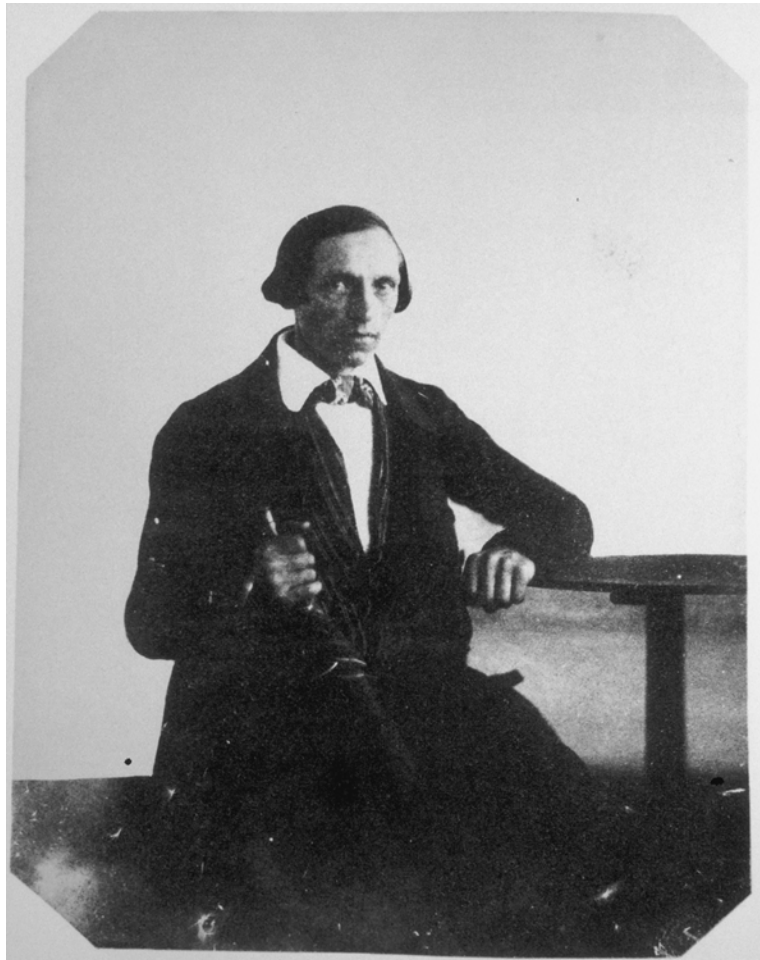


Abb. 3
Fahndungsfotografie eines
Heimatlosen (Jenischen)
von Carl Durheim (1852/53)

¹ Martin Gasser, Thomas Dominik Meier und Rolf Wolfensberger: Wider das Leugnen und Verstellen. Carl Durheims Fahndungsfotografien von Heimatlosen 1852/53. Zürich, Winterthur 1998.

Zweites Merkmal der frühen Phase ist, daß man die Fotografie als Repräsentation, als objektives, realistisches und evidentes Abbild der Wirklichkeit begriff. Louis Jacques Mandé Daguerre schrieb 1839: „So ist das Daguerreotyp kein Gerät, das dem Abzeichnen der Natur dient, sondern ein chemischer und physikalischer Prozeß, welcher der Natur hilft, sich selbst abzubilden.“² Mit dem berühmten „pencil of nature“ charakterisierte William Henry Fox Talbot (1844) diese „Selbsteinschreibungen“ der Natur. Die Fotografie zeigt nach dieser Auffassung, was ohnehin vorhanden ist, was man auffindet, nicht was man inszeniert oder konstruiert. Die Wissenschaft beharrte lange Zeit auf dieser Indexikalität des fotografischen Bildes, wie sie von den Fotopionieren behauptet worden war.

Folgt man dieser Annahme, muß sich die Wirklichkeit in den folgenden Jahrzehnten grundlegend gewandelt haben, denn die Bilder änderten sich frappant. Nach und nach entstanden Abbildungen, auf denen das Böse, das Kranke, das Abnorme und das Fremde sofort und eindeutig zu identifizieren war. Schrittweise, wie sich etwa am Beispiel der Polizeifotografie zeigen lässt, kam es zu neuen visuellen Codierungen, die den Ein- oder Ausschluß der porträtierten Person markierten. Ein neues Bildgenre bildete sich heraus, es entstanden Brustbilder, Spiegelbilder, Profilbilder.

Alphonse Bertillon, Präfekt der Pariser Polizei, definierte in den 1880er Jahren die Regeln einer Ästhetik, die ikonographisch Kriminelle produzierte. Das System Bertillon bestand aus vier Teilen: 1. Das genau definierte fotografische Abbild. 2. Messergebnisse bestimmter Körperteile (Schädelumfang, Armlänge etc.), 3. standardisierte Gesichtsbeschreibungen, in denen die Bezeichnungen für bestimmte Teile des Gesichts mit Fototafeln vorgegeben waren, 4. die Beschreibung besonderer Kennzeichen.³

Die gleichen Abbildungsmethoden fanden in der Ethnologie und Anthropologie und in der Medizin Verwendung. So ähnlich die Bilder von Polizei und Wissenschaft aber scheinen, so unterschiedlich waren ihre Funktionen: Die Polizei suchte nach Möglichkeiten, ein Individuum aufgrund seines Äußeren zweifelsfrei zu identifizieren und Merkmale zu definieren, die einmalig und unverwechselbar waren. Die Wissenschaftler hingegen lenkten ihren Blick auf das Allgemeine, auf anthropologische oder medizinische Konstanten, die allen Angehörigen einer bestimmten Gruppe eigen waren. In diesen Mustern wurden die individuellen Unterschiede aufgehoben und zu Stereotypen zusammengefasst. Mit Hilfe solcher allgemeiner Merkmale sollten präzise Zuweisungen und damit auch weitreichende gesellschaftliche Integrations- und Ausgrenzungsmechanismen möglich werden. Das Bild des Körpers zeigte, wer man war, bestimmte nicht nur die Gruppenzugehörigkeit, sondern darüber hinaus auch innere Eigenschaften, Moral, Charakter und Intelligenz. Der Körper widerspiegelte das abweichende Verhalten jener, die sich nicht an die Normen der bürgerlichen Gesellschaft hielten.⁴ Die moderne Visualisierungstechnik sollte Devianzen bei Randgruppen wie Fahrenden, Juden, Kriminellen, sexuell „Abartigen“, aber auch Frauen beweisen. Dem

2 Zit. nach Peter Geimer: Fotografie als Fakt und Fetisch. Eine Konfrontation von Natur und Latour. In: David Gugerli und Barbara Orland (Hg.): *Ganz normale Bilder. Historische Beiträge zur visuellen Herstellung von Selbstverständlichkeit*. Zürich 2002, S. 183-194, hier S. 186.

3 Vgl. zur Polizeifotografie Susanne Regener: *Fotografische Erfassung. Zur Geschichte medialer Konstruktionen des Kriminellen*. München 1999, zu Bertillon S. 131-167; und Allan Sekula: *The Body and the Archive*. In: *October* 39 (1986), S. 3-64.

4 Vgl. dazu auch Stephen Jay Gould: *Der falsch vermessene Mensch*. Basel, Boston 1983.

Körper wurde eine normative Wertigkeit zugeschrieben, die ins Innere des Menschen verwies, er entschied über Normalität und Abweichung, wurde zum Beweismittel einer neuen, wissenschaftlich fundierten Lehre der menschlichen Differenz. Die technische Revolution des neuen Bildmediums Fotografie trug wesentlich dazu bei, daß in einer materialistisch-positivistischen Wissenschaftsauffassung Sichtbarkeit zum Kriterium von Wahrheit wurde.

„... von Untermenschen wimmelt es überall“

Medizin, Anthropologie, Biologie, Kriminologie, auch Ethnologie und Volkskunde suchten nach dem Anderen im Sinne von Fremdem und nach dem „sozial anderen, „dem anderen des Binnenraums, der den Bezugspunkt eines Systems von Unterschieden bildet“.⁵ Die Wissenschaftler gingen in der Regel vom Abweichenden aus, kannte man dieses, ließ sich auch das „Normale“ bestimmen. Dieses „Normale“ wurde verkörpert durch den weißen bürgerlichen Mann, durch die Ideale der entstehenden industriekapitalistischen Gesellschaft und durch die Propagierung einer nationalen Identität. Der italienische Kriminalanthropologe Cesare Lombroso etwa versuchte sämtliche Störfaktoren zu eliminieren, die einer solchen gemeinsamen Identität schaden konnten. Wie viele andere Wissenschaftler forschte er nach den Gesetzmäßigkeiten abweichenden Verhaltens, die er bei Verbrechern, Schwachsinnigen, Anarchisten, Frauen, Primitiven und Kindern körperlich festmachte und die er mit darwinistischen und atavistischen Theorien begründete. Der „L'uomo delinquente“, so der Titel eines seiner einflußreichen Bücher,⁶ war definiert durch physiognomische Details wie krumme oder gebogene Nase, schmale, fliehende Stirn, dicke, fleischige Lippen, abstehende Ohren, Bartlosigkeit bei Männern und Virilität bei Frauen. Verbrecherinnen wurden von Lombroso an zeitgenössischen Normalitätsvorstellungen über Geschlechterrollen gemessen und als noch viel monströser dargestellt als Verbrecher (Abb. 4). Da es nur wenige strafrechtlich verurteilte Frauen gab, zog Lombroso Prostituierte als ebenfalls kriminell in seine Untersuchungen mit ein. Wie bei den sexualisierten schwarzen Frauen wurden neben Gesicht und Körperbau vor allem Gesäß und Genitalien zum Ausweis pathologischer Sexualität.⁷

Die gleichen Modelle visueller Zuschreibung waren auf unterschiedliche Gruppen anwendbar, konnten zwischen ihnen hin und her diffundieren und sich wechselseitig verstärken. Das Verfahren war in allen Disziplinen identisch: Die Körper wurden fotografisch in einzelne Teile zerlegt, fragmentiert, die einzelnen Teile typologisiert (Abb. 5) und dann neu zusammengefügt, nicht mehr zu individuellen Körpern, sondern zu einem idealtypischen Kollektivkörper. Der englische Gelehrte und Eugenikforscher Francis Galton entwarf mit der sogenannten composite photography ab 1878 Bilder (Abb. 6), welche die reinen Typen sichtbar machen sollten, indem Einzelaufnahmen

5 Marc Augé: Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit. Frankfurt/M. 1994, S. 26.

6 L'uomo delinquente; studiato in rapporto alla antropologia, alla medicina legale e alle discipline carcerarie. Milano, Napoli, Pisa 1876. Deutsch: Der Verbrecher (homo delinquens); in anthropologischer, ärztlicher und juristischer Beziehung. 3 Bde., Hamburg 1887–1898.

7 Cesare Lombroso und G. Ferrero: La donna delinquente; la prostituta e la donna normale. Torino 1893, vgl. auch Sander L. Gilman: Hottentottin und Prostituierte. In: Ders.: Rasse, Sexualität und Seuche. Stereotype aus der Innenwelt westlicher Kultur. Reinbek 1992, S. 119–154.



Abb. 4
Verbrecherinnen wurden
von Lombroso an
zeitgenössischen
Normalitätsvorstellungen
über Geschlechterrollen
gemessen (1893)

von bestimmten gesellschaftlichen Gruppierungen (Soldaten, Kutscher, Diebe) übereinander projiziert wurden.⁸

Auch in der Psychiatrie ist dieses Verschwinden des Individuums im Typus zu beobachten. Etwa gleichzeitig mit Lombroso ließ der Arzt Jean-Martin Charcot in der Salpêtrière in Paris die körperlichen Reaktionen von Epilektikern, Hysterikern und anderen Insassen fotografieren.⁹ Die romantische Sicht des Hugh Welch Diamond auf Geisteskrankheit als schrecklicher Vision, von der die Seele beherrscht wird,¹⁰ mußte nach und nach der Auffassung weichen, Geisteskrankheiten würden auf körperlichen Defekten basieren. Die Fotografie stärkte dieses Paradigma der psychiatrischen Lehre, daß Geisteskranke immer auch Körperkranke waren. Das Einzelbild wurde deshalb ent-individualisiert und einem Krankheitsschema untergeordnet.

8 Francis Galton: Composite Portraits. Made by combining those of many different persons into a single resultant figure. In: *Nature*, May 23 (1878), S. 97-100; vgl. auch Gunnar Schmidt: Mischmenschen und Phantome. Francis Galtons anthropologische Fotoexperimente. In: *Fotogeschichte* 11 (1991), Heft 40, S. 12-30.

9 Georges Didi-Huberman: *Erfindung der Hysterie. Die photographische Klinik von Jean-Martin Charcot*. München 1997.

10 Vgl. Adrienne Burrows und Iwan Schumacher: *Doktor Diamonds Bildnisse von Geisteskranken*. Frankfurt/M. 1979, S. 41-55.

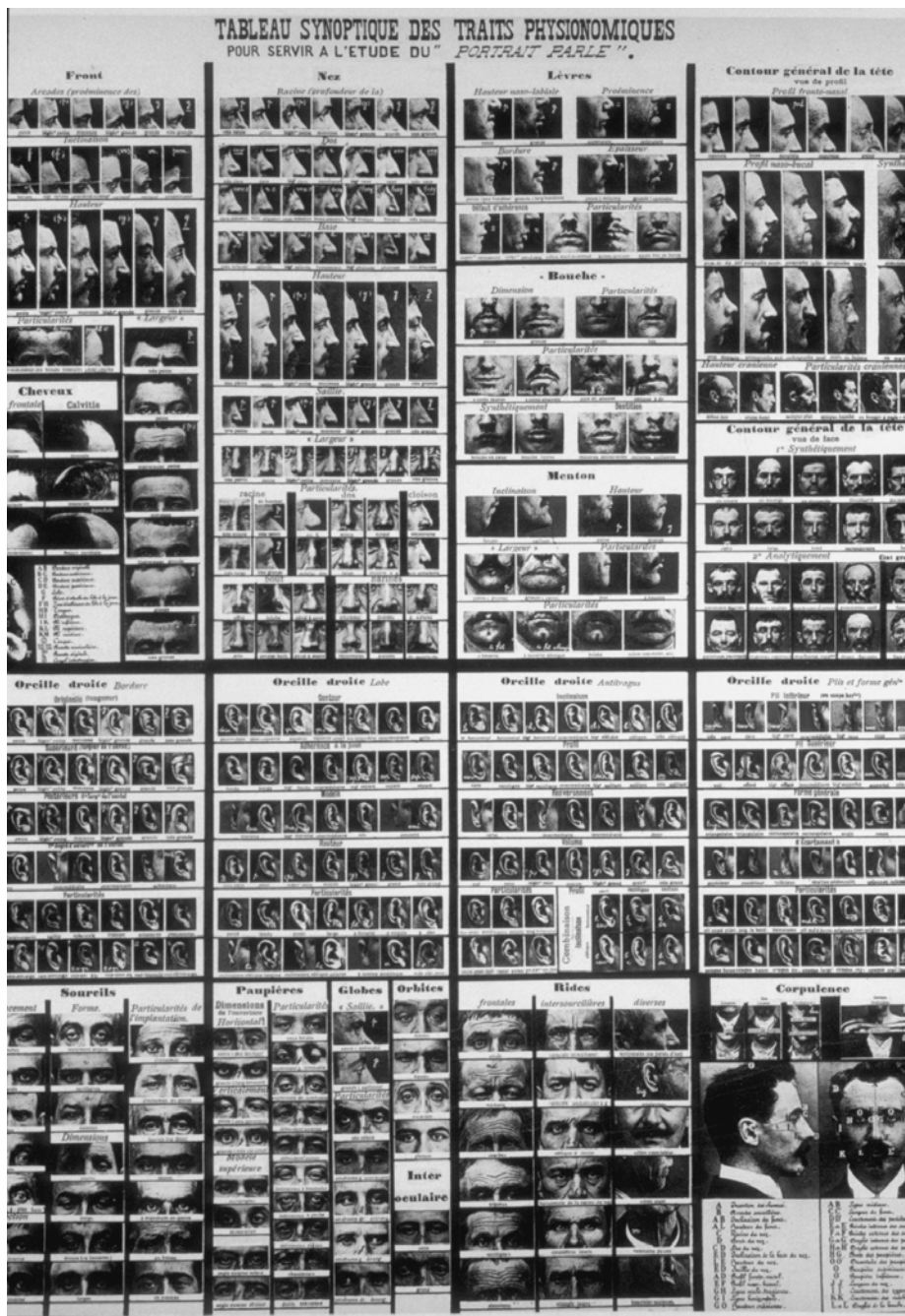


Abb. 5 Übersichtstafel physiognomischer Züge nach Alphonse Bertillon (um 1900)

Die Psychiatrie orientierte sich wie praktisch alle Wissenschaften um 1900 nicht mehr nur am engeren fachlichen Feld, hier der Gesundheit, sondern verstärkt an Normalität, das Diskursfeld verlagerte sich von der medizinischen auf eine gesellschaftliche Ebene. Eugen Bleuler, Direktor der Psychiatrischen Klinik Burghölzli, Zürich, sah die Kultur als „eine der wichtigen Brutstätten der Geisteskrankheiten“.¹¹ Er und viele andere Wissenschaftler vertraten zutiefst kulturkritische Haltungen. Die kulturellen Entwicklungen der Moderne, insbesondere Phänomene der urbanen und populären Kultur, wurden aus einer bürgerlich-konservativen Perspektive als degeneriert beschrieben. Es galt, diese schädlichen Einflüsse, den „Ungeist“, die „Unkultur“ und

¹¹ Eugen Bleuler: Lehrbuch der Psychiatrie. Zürich 1916, S.146.

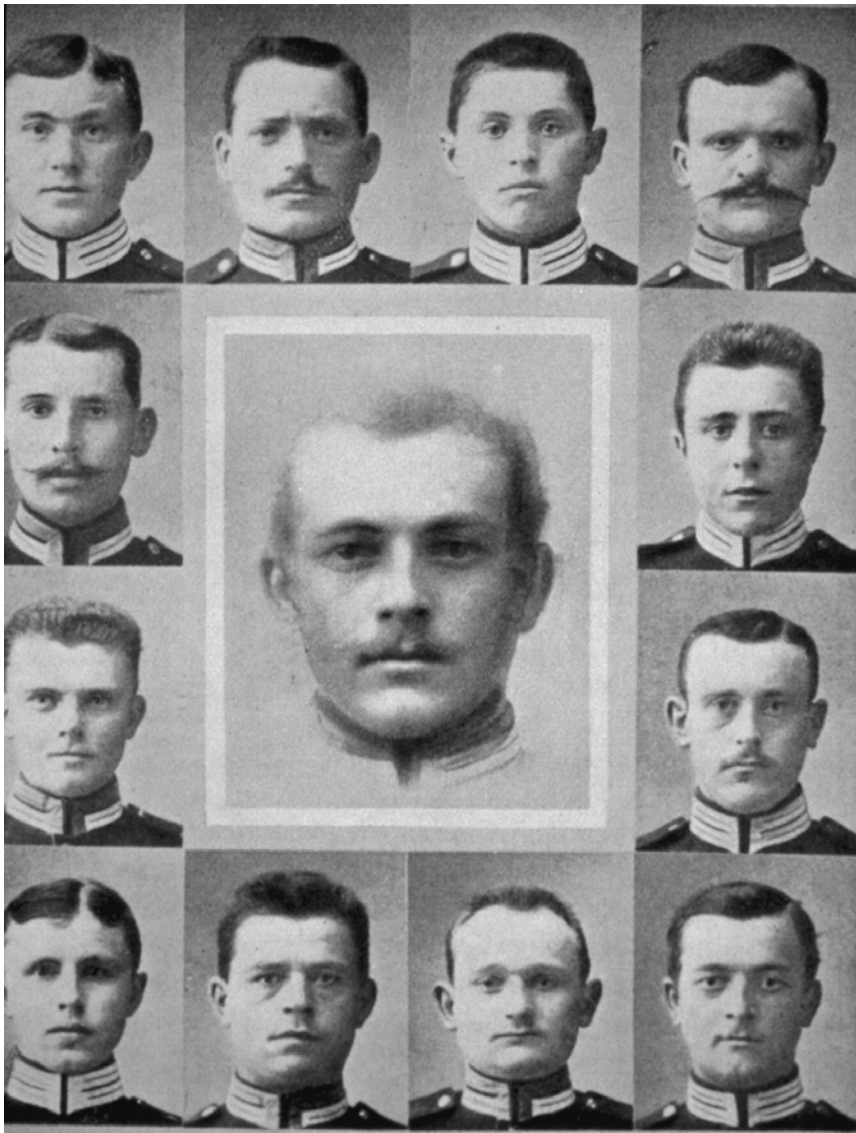


Abb. 6 Individualbilder und „Mittelbild“, das für den Eugenikforscher Francis Galton den „reinen Typ“ sichtbar machen sollte (1878)

die „Entartungen“ wie etwa „alle unnützen und liederlichen Spiele, das Rauchen, die Verbrecherromane (...), die liederlichen kinematographischen Aufführungen, die haßerfüllten Auswüchse der Presse, die Ausbeutung einer ungesunden Erotik, die entarteten Produkte einer krankhaften Kunst“,¹² zu beseitigen. Bleulers Vorgänger August Forel, von dem dieses Zitat stammt, forderte, die Kulturentwicklung und die Gesundheit des Gehirnes müssten wieder in Einklang gebracht werden.¹³ Um dies zu erreichen, waren die Träger der krankhaft degenerierten Entwicklungen zu eliminieren: „... von Untermenschen wimmelt es und bei ihnen ist die Beschränkung der Zeugung am Platz.“¹⁴

12 August Forel: Hygiene der Nerven und des Geistes im gesunden und kranken Zustande. Vorwort zur sechsten Auflage. Stuttgart 1922, S. 7.

13 Ebd.; vgl. auch August Forel: Über die Zurechnungsfähigkeit des normalen Menschen. München 1902, S. 21; vgl. zu Forel: Alex Schwank: Der rassenhygienische (bzw. eugenische) Diskurs in der schweizerischen Medizin des 20. Jahrhunderts. In: Sigrid Weigel und Birgit R. Erdle (Hg.): Fünfzig Jahre danach. Zur Nachgeschichte des Nationalsozialismus. Zürich 1996, S. 461-482.

14 August Forel: Malthusianismus oder Eugenik? München 1910, S. 14.

Seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kam es also zunehmend zu einer Ausgrenzung bestimmter gesellschaftlicher Gruppen, deren Körperbild als Spiegel ihrer Persönlichkeit und ihrer gesellschaftlichen Position wahrgenommen wurde. Extreme Nahaufnahmen von Krankheiten oder Geschlechtsteilen zeugen vom Drang, immer stärker in den Körper einzudringen, doch die Grenze der Körperhülle konnte visuell noch nicht überwunden werden. Dem wissenschaftlichen Eifer waren technische Grenzen gesetzt. Noch fehlten die Werkzeuge, um den Traum vom perfekten Menschen in einem perfekten Körper zu realisieren. Verwirklicht wurde er vorerst nur visuell, indem die Körperbilder fragmentiert, zerlegt und entindividualisiert, die einzelnen Teile dann zu typisierten Kollektivkörpern zusammengefügt wurden.

Die Entwicklung und Ausdifferenzierung der Bildsprache im Laufe der Jahrzehnte zeigt, daß es sich bei der Fotografie nicht um ein Abbild der Natur handeln kann, sondern daß die Bilder codiert werden müssen, damit sie les- und verstehbar werden. Weder die frühen, das Individuelle hervorhebenden Bilder noch die späteren Typisierungen sind das Resultat objektiver Abbildung. Die Fotografie zeigt vielmehr das Subjektive, kulturell Konstruierte und historisch Variable. „The Invention of Photographic Meaning“ nennt Allan Sekula den Prozeß der Codierung.¹⁵ Es dauerte allerdings lange, bis der Glaube an die Indexikalität der Fotografie, an ihre angebliche Fähigkeit, die Realität im Bild zu bannen, verloren ging.

Das gleiche gilt für die Betrachtung des Körpers selbst. Michael Feher spricht in der Einleitung zu den „Fragments for a History of the Human Body“ davon, daß die Geschichte des menschlichen Körpers weniger eine Geschichte seiner Repräsentationen als vielmehr eine seiner Konstruktions- und Vorstellungsmodi sei.¹⁶ „Die Wirkungsmächtigkeit leiblicher Erfahrung privilegiert den Körper als Einfallstor kultureller Macht.“¹⁷ Im Bild des Körpers wird immer auch das Bild des Menschen, das Menschsein als Idee dargestellt. Die Differenzdiskurse der Moderne haben ihren Ausgangspunkt deshalb praktisch immer beim Körper. Michel Foucault sah in einem seiner frühen Texte in Nietzsches Genealogie die Möglichkeit, eine „wirkliche Historie“ zu praktizieren, da sie die „radikale Historizität“ und soziale Konstruktion des Körpers enthülle. „Dem Leib prägen sich die Ereignisse ein. ... Als Analyse der Herkunft steht die Genealogie also dort, wo sich Leib und Geschichte verschränken. Sie muß zeigen, wie der Leib von der Geschichte durchdrungen ist und wie die Geschichte am Leib nagt.“¹⁸

Von der Körperhülle ins Körperinnere

Wenden wir uns nun der Gegenwart zu: Die Fotografie der Körperhülle hat heute in weiten Teilen der Wissenschaft an Bedeutung verloren. Es gibt kaum noch Typologien, die auf der Basis äußerer Merkmale erstellt werden. Das heißt aber nicht, daß Bilder keine Funktion mehr haben. Bildgebende Verfahren nehmen heute in vielen

15 Allan Sekula: On the Invention of Photographic Meaning. In: Artforum 13/5 (1975), S. 36-45; vgl. auch ders. (Anm. 3).

16 Michael Feher: Fragments for a History of the Human Body, Part 1. New York 1989, S. 11.

17 Nicole M. Wilk: Körpercodes. Die vielen Gesichter der Weiblichkeit in der Werbung. Frankfurt/M. 2002, S. 24.

18 Michel Foucault: Nietzsche, die Genealogie, die Historie. In: Ders.: Von der Subversion des Wissens. München 1974, S. 83-109, hier S. 91f.



Abb. 7 Bildgebende Verfahren in der Medizin (um 1995)

Bereichen der Medizin, in der Psychiatrie, aber auch in den Life Sciences eine zentrale Rolle bei der Erforschung des Menschen ein (Abb. 7). Allerdings haben sie sich verlagert von der Außenseite auf die Innenseite, in den Körper hinein. Wesentliche Fortschritte der Medizin und benachbarter Gebiete sind an moderne Bildtechnologien gebunden, die völlig neue Blicke nicht mehr auf, sondern in den menschlichen Körper ermöglichen. Diese Entwicklung ist nicht neu, sie hat bereits mit den Röntgenstrahlen eingesetzt, in den letzten Jahren aber durch die Anwendung von computertomografischen Verfahren, Endoskopie, Ultraschall oder Rastermikroskopen eine ungeheure Dynamisierung erfahren. Vor allem die Entwicklung der Computertechnologie mit den immensen Rechenleistungen ermöglicht die Umwandlung der gemessenen und statistisch ausgewerteten Daten in neue Bilder des Körperinnern und erlaubt die Visualisierung selbst winzigster Elemente und Prozesse bis hin zu den Bausteinen des Lebens. Kurve, Schaubild und zunehmend auch filmische Darstellung unterstützen Analyse und Diagnose (Abb. 8).

Diese Wendung nach innen ist verbunden mit einer grundsätzlichen Neuausrichtung vieler Wissensgebiete auf Basis der Erkenntnis, daß Menschen sowohl als Individuen wie als Gruppen nicht auf Grund ihres Körperäußeren beurteilt werden können. Die Suche nach devianten Personen, Kriminellen oder Kranken hat sich von Merkmalen wie der Physiognomie abgewendet, die Einteilung von ethnischen Gruppen erfolgt nicht mehr nach körperlichen, „rassischen“ Merkmalen, Geisteskrankheiten finden ihren Ausdruck nicht automatisch im Aussehen der Betroffenen. Auf Studien des äußerlich wahrnehmbaren Körpers ausgerichtete Fachrichtungen wurden spätestens nach 1945 weitgehend diskreditiert und durch neue Ansätze ersetzt. Und so kam die einst reichhaltige Bildproduktion nicht vollständig, aber doch weitgehend zum Erliegen. Die außengerichtete Perspektive wurde durch eine innengerichtete ersetzt.

Die Wissenschaft mußte erkennen, daß die Körper-Klassifizierungen in weiten Teilen nicht nur nicht zutrafen, sondern auch zu den furchtbarsten Verbrechen des

Jahrhunderts und zu inter- und intragesellschaftlichen Ausgrenzungsvorgängen vielfältigster Art beitrugen. Das Bild des Menschen in einem weiten Sinn erfuhr einen grundlegenden Wandel, der faßbar wird in einem Credo, welches von der Gleichheit der Menschen ausgeht und welches diskriminierende Aussagen über bestimmte Gruppen tabuisiert – seien das nun ethnische Minderheiten, Frauen, Behinderte oder Homosexuelle.

Dieser Prozeß hängt auch mit einem Wandel des Kulturbegriffes zusammen. Sichtbar wird unter einem solchen Blickwinkel nichts anderes als die Durchsetzung eines Kulturverständnisses, das davon ausgeht, daß eine breite Vielfalt von kulturellen Lebensformen existiert, die sich nicht alle dem gleichen Schema unterzuordnen haben und die gleichberechtigt nebeneinander stehen.

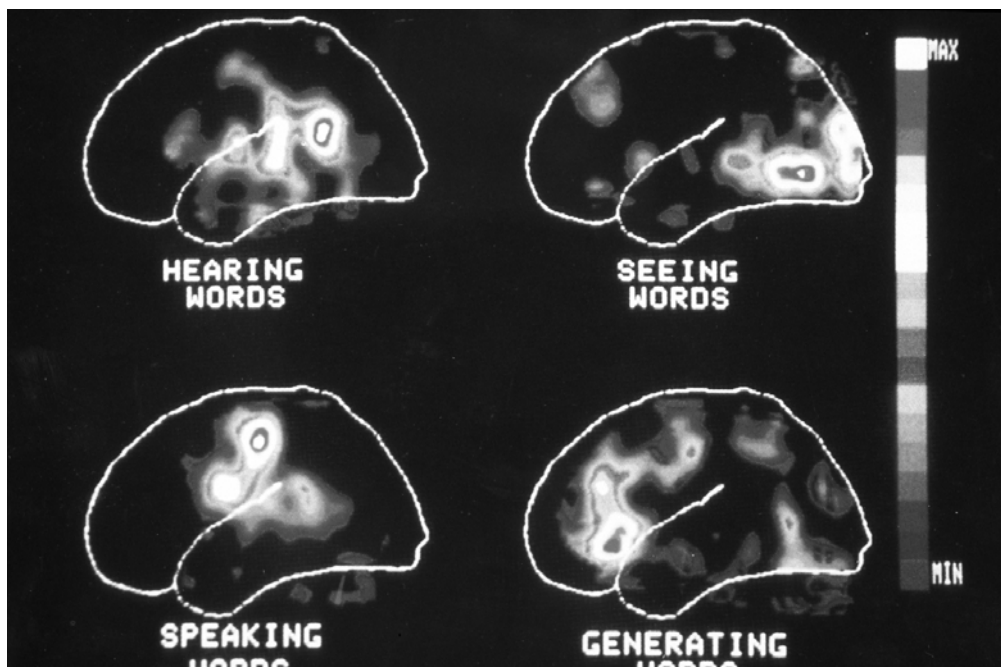


Abb. 8 Visualisierung von Gehirnfunktionen (um 1990)

Normalisierungsprozesse

Ein weiterer Erklärungsansatz ist die Normalisierungstheorie von Jürgen Link.¹⁹ Normalisierung wird dabei als gesellschaftlicher Regulationsprozess verstanden, der nicht nur die Bildung normal(isiert)er Subjektivitäten anleitet, sondern auch Grenzen gegenüber interventions- und regulationsbedürftigen Devianzen produziert. Ein großer Teil der sozialen und politischen Regulierungen erfolgt über die Bestimmung von statistischen Verteilungen, Durchschnitts- und Grenzwerten und Toleranzzonen. Auf allen gesellschaftlichen Ebenen gibt es dabei eine Zone der Normalität, wobei diese als kontinuierlich, stufenlos verstellbar erscheint. Sie erstreckt sich von Durchschnittswerten bis zu (gesellschaftlich bestimmten) Grenzwerten, wie das in der bekannten Gaußschen Glockenkurve erkennbar wird.

¹⁹ Vgl. dazu Jürgen Link: Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird. Opladen 1997.

Der Prozeß der Normalisierung, so Herbert Mehrrens, ist „die institutionalisierte, umfassende statistische Selbstbeobachtung der Gesellschaften, die Normalität und Abweichung bestimmt und sich dazu auch des statistischen Mittels der Normalverteilung bedient“. Devianz bezeichnet in diesem Kontext keine wesensmäßige Verschiedenheit von Normalität, sondern die Bereiche, die zu weit vom Durchschnitt entfernt sind. Devianz ist damit nicht eindeutig vom Normalen geschieden, vielmehr dient sie als beständige Versicherung der eigenen Normalität wie als Drohung, daß letztere immer nur einen Steinwurf von der Zone des Abweichenden entfernt ist.²⁰

Wenn Normalisierung die Ein-Stellung (im mehrfachen Sinne) einer Normalitäts-Zone auf einem homogenen Kontinuum ist, dann gibt es dabei die zwei Strategien der maximalen Komprimierung oder der maximalen Expandierung der Normalitäts-Zone. Die erste, die mit einer tendenziellen Fixierung und Stabilisierung der Normalitäts-Zone einhergeht, bezeichnet Link als protonormalistische Strategie. Sie heißt so, weil sie insbesondere zu Beginn des Normalismus dominierte, den Link für ein spezifisches Phänomen der westlichen Moderne hält. Protonormalistisch sind ein enger Normalbereich, fixe und ‚harte‘ Normalitätsgrenzen und entsprechend ausgedehnte Zonen von ‚Anormalität‘. Die Normalität wird mit allen Mitteln verteidigt. Die Normalitätsgrenzen werden fixiert, um Normalität zu entdynamisieren und auch zu enthistorisieren.

Unter „protonormalistisch“ wird eine Haltung verstanden, die man wie Foucault auch als „disziplinierend-repressiv“ bezeichnen kann. „Die symbolische Beschwerung der Normalitätsgrenzen erfolgt dabei im Allgemeinen durch Koppelung mit vornormalistischen Ideologien wie etwa solchen der ‚Naturgesetzlichkeit‘. Die pragmatische Beschwerung der Normalitätsgrenzen erfolgt vor allem durch Kopplung mit dem juristischen Normativismus (Bewertung bestimmter Spielarten von ‚Anormalität‘ als ‚kriminell‘ und Internierung hinter Gefängnismauern als realexistierenden Normalitätsgrenzen) oder im weitesten Sinne medizinischen Indikatoren (Bewertung anderer Spielarten von ‚Anormalität‘ als ‚geistig oder seelisch abweichend‘ und Internierung hinter Anstaltsmauern).“²¹ Die wissenschaftlichen Fotografien des ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhunderts funktionieren nach genau diesem Prinzip der Normierung und Fixierung, indem sie versuchen, zwischen „Normalen“ und „Devianten“ starre und unbewegliche visuelle Grenzen zu ziehen.

Die flexibel-normalistische Strategie ist die zweite, auf maximale Expandierung und Dynamisierung der Normalitäts-Zone zielende Strategie. Merkmale dieser Strategie sind ein möglichst breiter Normalbereich, flexible und ‚weiche‘ Normalitätsgrenzen mit breiten Übergangszonen sowie entsprechend verengte und auf minimale Extreme reduzierte Zonen von ‚Anormalität‘. Große Teile dessen, was unter protonormalistischen Ansätzen als „anormal“ gesehen würde, lassen sich so integrieren, und weitere Teile können in breiten Übergangszonen ebenfalls noch symbolisch inkludiert werden.

Diese Strategie wurde nach und nach seit Ende des 19. Jahrhunderts entwickelt, als der Protonormalismus die auftretenden starken gesellschaftlichen Dynamiken nicht

20 Herbert Mehrrens, zit. nach: Sabine Hark: *Deviant Subjekte. Normalisierung und Subjektformierung*. In: Werner Sohn und Herbert Mehrrens (Hg.): *Normalität und Abweichung. Studien zur Theorie und Geschichte der Normalisierungsgesellschaft*. Opladen, Wiesbaden 1999, S. 65-82, hier S. 69.

21 Jürgen Link: *Das „normalistische“ Subjekt und seine Kurven. Zur symbolischen Visualisierung orientierender Daten*. In: Gugerli und Orland (Anm. 2), S. 107-128, hier S. 124f.

mehr kontrollieren konnte. Normalitätsgrenzen wurden flexibel verschoben, um das System vorwärts zu bringen und es gleichzeitig vor Zerstörung zu schützen. Die Geschichte der Normalität bekam laut Link v.a. mit Freud eine neue Wendung. „Wir glauben nicht mehr“, schrieb dieser in seinem Aufsatz „Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci“ (1910), „daß Gesundheit und Krankheit, Normale und Nervöse, scharf voneinander zu sondern sind“. Bei Freud, argumentiert Link, gerate das Normale „in Anführungszeichen“. Dies erweckte „Denormalisierungsangst“, denn wenn die Grenzen nicht mehr feststehen, kann jedermann und jede Frau jederzeit in den anormalen Bereich geraten. Den beiden Spielarten des Normalismus entsprechen idealtypisch zwei Spielarten von Persönlichkeitsstrukturen: eine ‚autoritäre‘, ‚außengelenkte‘, und eine flexible, sich selbst normalisierende, ‚innengelenkte‘.

Die flexibel-normalistische Strategie hat sich nach Link seit dem Zweiten Weltkrieg langsam durchgesetzt und ist heute in weiten Teilen der Gesellschaft führend, während die protonormalistische im 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts dominierte. Die Normalisierung als zentraler Prozeß westlicher Gesellschaften hat damit einen fundamentalen Wandel erfahren von einer zunächst äußeren, mit Gewalt und Repression durchgesetzten Anpassung, die primär auf Ausgrenzung der die Normalitätskriterien nicht erfüllenden Personen angelegt war, hin zu einer verinnerlichten Form, die an den Willen der Subjekte appelliert und darauf ausgerichtet ist, die einzelnen Menschen durch Einsicht, Selbstdisziplinierung und Selbstkontrolle zu „normalem“ Verhalten zu bringen.

Damit der flexible Normalismus funktionieren kann, müssen die Subjekte also imstande sein, sich selbst zu normalisieren, sich von innen zu lenken. Neben der Etablierung einer flächendeckenden Therapiekultur zwecks Einübung in die Selbst-normalisierung kann auch der lebensbegleitende, massenhafte Konsum des modernen „medio-politischen“ Diskurses als eine immer wieder neu erfolgende flexibel-normalistische ‚Selbst-Einstellung‘ der Subjekte verstanden und analysiert werden. Ohne die massenmediale Verbreitung von Daten, Kurven, Durchschnitts- und Grenzwerten (man denke etwa an Gewichtstabellen), aber auch von Fotografien (die allerdings von Link nicht erwähnt werden), die immer auch ein Angebot zur Selbst-Normalisierung darstellen, wüßte niemand, was mehr oder weniger ‚normal‘ ist und was jenseits der je aktuell akzeptierten Grenzen liegt.

Link folgend, können wir folgendes beobachten: Was die Akzeptanz von Abweichungen irgendwelcher Art betrifft (Kriminalität, ethnische Zugehörigkeit, Behinderung etc.), hat sich die Haltung der Gesellschaft von einer protonormalistischen zu einer flexibel normalistischen verschoben. Wir beobachten und kontrollieren uns selbst, kämpfen gegen unsere eigenen „Anormalitäten“, gegen innere Gegner (Gene, wuchernde Zellen, Veranlagungen, psychische Zustände etc.), nicht mehr gegen äußere.

In den bildgebenden Verfahren der Wissenschaft ist diese Verlagerung direkt sichtbar in den erwähnten Bildern des Innern. Noch immer, das ist vielleicht eine Ironie der Geschichte, werden aber bisweilen Angehörige klassischer devianter Gruppen als Lieferanten der Bilder benutzt. Das Visible Human Project der US-amerikanischen National Library of Medicine nutzte für die dreidimensionale Durchsichtsdarstellung des menschlichen Körpers den Leichnam eines in Texas zum Tode Verurteilten. Dieser wurde tiefgefroren und in jeweils einen Millimeter dicke Scheiben zerlegt. Es entstanden 1878 Querschnitte, die als digitalisierte fotografische Aufnahmen ge-

speichert wurden. Der vollständige Datensatz bildet einen räumlichen Atlas des Körpers, der unter jedem beliebigen Blickwinkel betrachtet werden kann.²²

In diesem Beispiel werden sowohl Kontinuitäten wie auch Neuerungen im Umgang mit dem Körper und seiner Abbildung sichtbar. Während im ausgehenden 19. Jahrhundert die Bilder der Körper zerlegt und neu zusammengesetzt wurden, wird hier der Körper selbst zerstückelt, dann aber durch virtuelle Simulation wieder zusammengesetzt und in gewisser Weise sogar wieder zum Funktionieren gebracht, so daß er zumindest virtuell wieder „lebt“, „aufersteht“. In Zukunft soll es nämlich möglich werden, mit diesem Datensatz Bewegungsabläufe, Alterungsprozesse und Krankheitsverläufe zu simulieren.²³ Sogar ein taktiler Feedback wird angestrebt, mit dem unter anderem chirurgische Eingriffe geübt werden sollen.

Der Körper gehört also noch immer dem Angehörigen einer devianten Gruppe; es interessiert aber nicht mehr die Abweichung von einem bestimmten Durchschnitt, sondern gerade die Durchschnittlichkeit, die Normalität, welche Einsichten in das Funktionieren des Menschen ermöglichen soll. Die Perspektive hat sich damit verschoben, von außen nach innen und vom Abweichenden zum Durchschnittlichen. Und obwohl der Körper selbst zerlegt wird, stehen wissenschaftlich noch immer die Bilder des Körpers im Mittelpunkt, werden primär diese bearbeitet – wenn auch technisch mit ganz neuen Optionen. In einem weiteren Schritt wird nun der Körper selbst zum Ziel der Eingriffe.

Vom Bild zum Körper

Die Suchrichtung ändert sich, nicht aber das grundlegende Ziel, das Böse, Kranke, Andersartige zu identifizieren und unschädlich zu machen. In der Genetik etwa dominiert eine Bedrohungsrhetorik, die derjenigen der Wissenschaften um 1900 nicht fern ist, wobei die Feinde jetzt allerdings innen, nicht mehr außen sitzen: Jedes Lebewesen wird durch andere (Parasiten, Bakterien, Schmarotzer) bedroht, es bildet eine Front, an der unaufhörlich lebensentscheidende biologische Stellungskriege auszufechten sind, so wie man um 1900 an allen „Fronten“ gegen Degenerationserscheinungen vorging. Im Buch eines Nobelpreisträgers der Medizin und eines Journalisten wird die „Jagd nach den Genen“ beschrieben, um damit die „mörderischsten Feinde des Menschen zu bekämpfen“, ähnlich wie damals deviante Personen verfolgt wurden. In einer Broschüre des deutschen Bundesministeriums für Forschung und Technologie heißt es, mittels Gentechnik sei es Wissenschaftlern gelungen, einen „wahren Bösewicht in Sachen Krebs“ zu „entlarven“. In einer renommierten US-Zeitschrift ist von „Legionen von Wissenschaftlern“ die Rede, die sich anschicken, Genmutationen wie „Verbrecher“ aufzuspüren, um schließlich das „Schurken-Gen“ zu fangen.²⁴ Das Eliminieren der Bedrohung bedeutet also nicht mehr das Typisieren, Bekämpfen oder Internieren bestimmter Menschen, sondern das Klassifizieren,

22 Vgl.: http://www.nlm.nih.gov/research/visible/visible_human.html (17.8.2004).

23 Claudia Reiche: ‚Lebende Bilder‘ aus dem Computer. Konstruktionen und ihre Medien-geschichte. In: Marianne Schuller u.a. (Hg.): *BildKörper. Verwandlungen des Menschen zwischen Medium und Medizin*. Hamburg 1998, S. 125-165, hier S. 152-165.

24 Alle Beispiele stammen aus Elisabeth Beck-Gernsheim: *Die soziale Konstruktion des Risikos – das Beispiel Pränataldiagnostik*. In: Christian Geyer (Hg.): *Biopolitik. Die Positionen*. Frankfurt/M., 2001, S. 21-40, hier S. 23f.

Isolieren und Zerstören der schädigenden Elemente in unserem Körper selbst. Wir alle sind bedroht, jeder und jede trägt ein Risiko in sich. Dieses Risiko läßt sich abwenden durch entsprechende Eingriffe in den eigenen Körper, insbesondere während der Schwangerschaft, damit Kinder geboren werden, die nach diesen Kriterien gesund sind. In Zukunft wird dieser Eliminierungsprozeß mit Hilfe der Präimplantationsdiagnostik (PID) bereits vor der Einpflanzung der künstlich befruchteten Eizelle in den Mutterleib vorgenommen werden können.

Die Visualisierung von inneren „Feinden“ und vom „Kampf“ gegen Krankheitserreger wirkt abschreckend auf die Betrachterinnen und Betrachter, da sich das Geschehen im eigenen Körper abspielt. Auf der visuellen Ebene werden deshalb nicht primär die Erreger und die Folgen von Krankheiten und Schädigungen dargestellt, nicht mehr abschreckende Bilder der Absonderlichkeiten, Häßlichkeiten und Entstellungen, sondern Bilder des Glücks, der Schönheit und der positiven Folgen der erfolgreichen Eliminierung der Krankheitsverursacher: gesunde Menschen und schöne Körper.

Ziel ist nicht mehr die Ausgrenzung des Kranken, sondern die Förderung des Gesunden, nicht mehr die Typisierung und Gruppenbildung, sondern die Individualisierung. Betont wird nicht das Leid, sondern das Glück, nicht die Gefahr der Krankheit, sondern die Möglichkeiten der Gesundheit, nicht die (protonormalistischen) Zwangsmaßnahmen, sondern die (flexibel-normalistische) Eigenverantwortung der Menschen, nicht der Tod (Eugenik, Sozialdarwinismus, Rassenhygiene), sondern das Leben (life sciences).

Die Suche im Innern des Körpers, nicht bei anderen Körpern, produziert keine Bilder der Differenz, die zur Ausgrenzung der abgebildeten Anderen führen, sondern internalisiert Differenz durch Selbstprüfung an einem idealen Vorbild. Die normative Macht liegt jetzt im Bild als Vor-Bild für jeden Einzelnen, nicht als abschreckendes Ab-Bild des Anderen. Der eigene Körper soll dem Bild entsprechen, in dem sich die Ideale von Gesundheit, Vitalität und schließlich Unsterblichkeit erfüllen. Es sollen neue Menschen „nach dem Bilde“ geschaffen werden. Einer der wichtigsten Vertreter des Human Genom Project, der Nobelpreisträger James Watson, hat dieses Unternehmen folgerichtig mit den Worten gerechtfertigt: „Wenn wir nicht selber Gott spielen, wer soll es denn sonst tun?“²⁵ Wer sich dieser Einsicht verweigert und auf entsprechende Überprüfungen und Maßnahmen (z.B. auf pränatale Diagnostik und sich daraus ergebende Eingriffe) verzichtet, handelt nach dieser Auffassung sich, aber auch der Gesellschaft gegenüber unverantwortlich. Das Unterlassen entsprechender Bemühungen wird als Schuld gewertet. Ein freier Entscheid des Individuums wird damit aber zunehmend zur Illusion. Die scheinbare Selbstverantwortung verkommt zur bloßen Fassade gesellschaftlichen Drucks.

Der äußere Bereich wird von wissenschaftlichen Bildgebungsverfahren nur am Rande abgedeckt. Auf der Ebene der Körperhülle verharrend, liefern hier vor allem die Medien die entsprechenden Bilder. Die Wissenschaft ist zwar nicht frei davon, man denke etwa an Werbung für die boomende Schönheitschirurgie, aber dennoch handelt es sich nicht um die primäre wissenschaftliche Erkenntnisebene wie vor hundert

25 Zit. nach Hans-Jörg Rheinberger: Repräsentationen der molekularen Biologie. In: Nicola Lepp u.a. (Hg.): Der neue Mensch. Obsessionen des 20. Jahrhunderts. Ostfildern-Ruit 1999, S. 81-89, hier S. 82.

Jahren. Medien, Werbung und Wirtschaft hingegen üben auf das Publikum einen Zwang aus, den Bildern ähnlich zu werden und perfekte Modellkörper anzustreben. Eine Superästhetik, welche uns mit ihren spiegelglatten, perfekten Oberflächen verführt, entwickelt eine zunehmende Wirkkraft. In der Werbung treten uns Idealkörper entgegen, die Werthaltungen und Ideale der Zeit verkörpern (Abb. 9). Die positive Überzeichnung der Werbung hat die negativen Stereotypen der Fahndungsfotos und der frühen wissenschaftlichen Publikationen abgelöst.



Abb. 9 Max Vadukul: Dessous-Kampagne mit Claudia Schiffer. Plakat (2000)

Körper und gesellschaftliche Rolle werden dabei eng miteinander verknüpft. Wer ein glückliches, erfülltes und gesellschaftlich akzeptiertes Leben führen will, pflegt einen adäquaten Lebensstil, zu dem etwa Trendsportarten, die den Körper modellieren und trainieren, und eine entsprechende Ernährung gehören. Je nach Gruppe oder Subkultur werden diese Forderungen ergänzt mit Verhaltensvorgaben und Regeln für Kleidung und Schmuck, Sprache und Gestik, aber auch mit körperbezogenen „Accessoires“ wie Tattoos und Piercing.

Was uns als begehrenswerter Körper verkauft wird, ist in einem bisher kaum vorhandenen Ausmaß standardisiert, bis zum Extremfall jener Frau, die bisher unzählige Operationen über sich ergehen ließ, um wie Barbie auszusehen. Während Michael Jackson als abschreckendes Beispiel präsentiert wird, zeigt der Musiksender MTV schönheitschirurgische Operationen von jungen Menschen, die ihren Idolen visuell möglichst nahe kommen wollen.

Zugleich entfernen sich die Idealvorstellungen von Körpern immer weiter von der Realität. 1965 wog ein weibliches Model etwa acht Prozent weniger als eine durchschnittliche amerikanische Frau, heute liegt das Gewicht um 23 Prozent tiefer.²⁶ Models sind heute mindestens 1,74m groß und nach Tabellen der Ernährungswissen-

²⁶ Wilk (Anm. 17), S. 20.

schaft stark untergewichtig. Parallel dazu fühlen sich Frauen immer unwohler in ihrer Haut. Eine Analyse von 222 Einzelfallstudien kam zu dem Ergebnis, daß das Körperbild von Frauen seit Kriegsende immer schlechter wurde und die Unzufriedenheit mit dem eigenen Körper Mitte der 90er Jahre einen vorläufigen Höhepunkt erreichte. Eine vergleichbare „Erosion“ des Körperbildes konnte für Männer noch nicht festgestellt werden, auch wenn bei letzteren der Normalisierungsdruck zunimmt.²⁷ Rund zwölfmal täglich ist eine Frau mit dem Anblick einer superdünnen Schönheitsikone konfrontiert. 43 Prozent der Frauen und 28 Prozent der Männer fühlen sich von den „extrem dünnen und muskulösen Körpern verunsichert“, und bei 48 Prozent der weiblichen Befragten weckt der Anblick der überschulerten Models den Wunsch abzunehmen. Nachdem einer Gruppe von Studentinnen Bilder solcher „makelloser“ Körper gezeigt worden waren, nahm ihr Selbstwertgefühl deutlich ab.²⁸

Noch nie wurde deshalb so viel Geld ausgegeben für die Körpergestaltung: Kosmetik, Fitnessclubs, Solarien, Bodybuilding und -shaping und zunehmend alle Varianten chirurgischer Eingriffe (Fettabsaugen, Lifting, Vergrößerungen und Verkleinerungen) gehören zum rasch wachsenden Angebot. Gleichzeitig steigt die Zahl der von Übergewicht, falscher Ernährung, Hautkrebs, Neurodermitis, Psoriasis, Gürtelrose und ähnlichen Krankheiten Betroffenen rasch an. Das Streben nach dem idealen Körper und dessen Fetischisierung legen zugleich die Problematik des Körpers offen.

Die Verlagerung des Drucks auf das Individuum entspricht Links These von der Dominanz des flexiblen Normalismus. Im Mittelpunkt stehen nicht mehr kollektive Gruppen, die es zu schützen, zu disziplinieren oder gar zu liquidieren gilt, sondern Individuen. Der einzelne Mensch trägt nun selbst die Verantwortung für seinen Körper, hat ihn zu pflegen und gesund zu halten. Es wäre aber zu diskutieren, ob diese Entwicklung ausschließlich als flexibel-normalistische Strategie bezeichnet werden kann. Die Hervorhebung der individuellen Eigenleistung und der Selbstkontrolle ist zwar in der Tat zu beobachten, doch erscheint der Druck auf das Individuum gleichzeitig so gesteigert, daß die Entscheidungsmöglichkeiten des Einzelnen weitgehend wieder aufgehoben werden. Kann bei einem solchen äußeren Druck von einem Appell an den Willen und die Einsicht der Subjekte, von Selbstverantwortung und Selbstverortung gesprochen werden, oder verhüllen diese Begriffe nicht viel mehr die Tatsache, daß dem Einzelnen in zunehmendem Maße die Verfügungsgewalt wieder entzogen wird?

Schnittpunkt Körper

Der Körper ist Schnittpunkt zwischen Individuum und Gesellschaft: „Einerseits einzigartig, andererseits ganz den Bewertungen und Beeinflussungen durch die Gesellschaft ausgesetzt.“²⁹ Bisher konnte seine Präsentation vor allem mit Hilfe von

27 Ebd., S. 51; vgl. dazu auch: Michael Meuser: Bekommt der Mann einen Körper? Geschlechtersoziologische und modernisierungstheoretische Aspekte der Körperaufwertung in aktuellen Männlichkeitsdiskursen. In: Thomas Alkemeyer u.a. (Hg.): Aufs Spiel gesetzte Körper. Auführungen des Sozialen in Sport und populärer Kultur. Konstanz 2003, S. 169-185.

28 Wilk (Anm. 17), S. 32, S. 519.

29 Max Matter: Vorwort, in: Ders. (Hg.): Körper – Verständnis – Erfahrung. Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung NF 3 (1996), S. 7.

Kleidung, Schmuck, Kosmetik und Sport beeinflusst werden, weniger durch eine Gestaltung des Körpers selbst. In den letzten Jahren aber sind die Möglichkeiten der Modellierung stetig gewachsen und erfreuen sich immer größerer Beliebtheit. Der Körper wird zur gestalt- und umbaubaren Hülle, für die Maßanfertigung reklamiert wird. Im 19. und 20. Jahrhundert wurde er weitgehend durch Arbeit geformt und diszipliniert. In der heutigen Dienstleistungsgesellschaft konzentriert sich die berufliche Tätigkeit jedoch vermehrt auf den Kopf und ist daher weniger körperprägend; Kopfarbeit ersetzt Handarbeit. Die Körperformung verlagert sich in die Freizeit. Die Postmoderne ist körperfern in ihren Anforderungen, wir benötigen den Körper im Alltag immer weniger, was zu einer Gegenreaktion führt.

Die zunehmende Betonung des Körpers wird häufig damit erklärt, daß durch die sich auflösenden gesellschaftlichen Grenzen und das Verschwinden der klassischen sozialen Schichten mit der damit verbundenen gesellschaftlichen Rollenverteilung die Notwendigkeit entstehe, sich durch bewußte individuelle Stilbildung zu positionieren und zu differenzieren. Eine aktive Vermarktung des Selbst durch performative Strategien der Selbstdarstellung und -inszenierung, bei denen der Körper eine zentrale Rolle spielt, gewinnt an Bedeutung. Um Erfolg zu haben, sind Disziplin und Hedonismus als typische Verknüpfung der Konsumkultur erforderlich.³⁰ Einer zunehmenden sozialen Öffnung und Durchmischung würde damit eine körperliche Individualisierung entsprechen. Der Körper dient dazu, sich eine eigenständige Identität zu erstreiten und gleichzeitig von anderen wahrgenommen zu werden, wird zum Schaufenster der Persönlichkeit. Über den Körper wird – um mit Bourdieu zu reden – kulturelles Kapital akkumuliert. Eine vorteilhafte Selbstrepräsentation ermöglicht Distinktionsgewinne. Bourdieu versteht den Habitus als das „Körper gewordene Soziale“.³¹ Er beschreibt ihn nicht als werdende, sondern als gewordene, verfestigte Formen, als im Körper abgelegte Resultate von Sozialisationsprozessen. Die Menschen können nicht aus ihrer zweiten, erworbenen gesellschaftlichen Haut. Anders als der frühe Foucault betont er allerdings auch die alltägliche „Formungsarbeit“ der sozialen Welt am Körper, nicht nur die Disziplinierung.³² Es sind nicht nur äußere Kräfte, die auf den Körper wirken, sondern auch die Akteure selbst versuchen sich in Auseinandersetzung mit den sozialen Strukturen eine körperliche Form zu geben.³³

Hier wird eine Ähnlichkeit zu den „Technologien des Selbst“ des späteren Foucault sichtbar, den Prozessen der Autoformation, in denen sich Individuen selbst aktiv als Subjekte herstellen.³⁴ Unter „Selbsttechnologien“ werden „gewußte und gewollte Praktiken“ verstanden, „mit denen die Menschen nicht nur die Regeln ihres Verhaltens festlegen, sondern sich selber zu transformieren, sich in ihrem besonderen Sein zu modifizieren und aus ihrem Leben ein Werk zu machen suchen, das gewisse

30 Vgl. Mike Featherstone: *The Body in Consumer Culture*. In: Ders. u.a. (Hg.): *The Body. Social Process and Cultural Theory*. London 1991, S. 170-196.

31 Pierre Bourdieu und Loïc J.D. Wacquant: *Reflexive Anthropologie*. Frankfurt/M. 1996, S. 161.

32 Pierre Bourdieu: *Die männliche Herrschaft*. In: Irene Dölling und Beate Krais (Hg.): *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis*. Frankfurt/M. 1997, S. 153-217, hier S. 166.

33 Pierre Bourdieu: *Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft*. Frankfurt/M. 2001, S. 185, S. 208f.

34 Luther H. Martin u.a. (Hg.): *Technologies of the Self. A Seminar with Michel Foucault*. London 1988.

ästhetische Werte trägt und gewissen Stilkriterien entspricht.“³⁵ Neue Körperpraxen erscheinen in diesem Licht als ein Verfahren, mit dem die Akteure sich selbst eine neue ästhetische und stilistische Körperform zu geben versuchen.³⁶ Foucault setzt sich damit von seinen früheren Arbeiten, welche die Elemente der Überwachung, Disziplinierung und Bestrafung betont haben, ab und hebt nun das Wechselspiel von Fremd- und Selbstkonstruktionen hervor. Auf der Ebene des Umgangs mit dem Körper und den entsprechenden visuellen Darstellungen scheint der Wandel in Foucaults Denken aber bis zu einem gewissen Grade der chronologischen Entwicklung im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts zu entsprechen.

Die Bilder fordern heute den Menschen auf, das Selbst zu transformieren, zu erweitern und zu steigern. Praxen der körperlichen Autoformation lassen sich als Formen des Erprobens und Auslotens der Grenzen eigener Kultur verstehen. Dieses Ausprobieren ist jedoch immer in einen gesellschaftlichen Kontext eingebettet, der Körpermodelle, Praxisformen und Selbsttechnologien zur Verfügung stellt.³⁷ Die nivellierenden Zwänge, einen perfekten Körper zu besitzen, erscheinen zunehmend stärker als die Möglichkeiten der individuellen Ausprägung. Der wissenschaftliche Fortschritt bietet neue Möglichkeiten, welche den Druck zur Perfektionierung des Körpers von innen her steigern; medizinische und gentechnische Entwicklungen versprechen eine immer genauere Annäherung an das Vorbild.

Die Wissenschaft, sowohl die natur- wie die geisteswissenschaftlich orientierte, produzierte in der ersten hier diskutierten Phase, im ausgehenden 19. Jahrhundert, Bilder von Normalität, die genau festlegten, welche Individuen zu welcher Gruppe gehörten. Der Körper definierte die Rasse, den Gesundheitszustand, die Gesetzestreue. Wissenschaftliches Ziel war es, diejenigen, die nicht den geforderten Idealen entsprachen, durch eugenische Maßnahmen auszuschließen. Die positive Umkehrung, die Züchtung idealer, perfekter Menschen, diente zwar als Fernziel, das zu erreichen jedoch wegen fehlender wissenschaftlicher Kenntnisse in weiter Ferne lag.

Heute sind diese Kenntnisse in greifbare Nähe gerückt; vieles, was damals gedacht wurde, scheint realisierbar. Gleichzeitig hat sich die Wissenschaft jedoch in vielen Bereichen vom Ideal des perfekten Menschen abgewendet, hat akzeptiert, daß die Grenzen zwischen Normalität und Anormalität, Gesundheit und Krankheit wesentlich flexibler sind als damals angenommen. Es entsteht eine Spannung zwischen der Anerkennung dieser Vielfalt und Komplexität menschlicher Existenzformen und der neuerlichen Suche nach Perfektion und Gesundheit, Schönheit und Glück. Um 1900 mußten sich Geistes- und Kulturwissenschaften die Frage stellen, wie sie mit den naturwissenschaftlichen, biologischen Erkenntnissen umgehen sollten. In vielerlei Hinsicht kam es zu einer Deckungsgleichheit natur- und geisteswissenschaftlicher Argumentationen, kulturelle Bilder von Gesellschaft und „Volk“ wurden bestimmt von bio-

35 Michel Foucault: *Der Gebrauch der Lüste. Sexualität und Wahrheit*. Frankfurt/M. 1986; Bd. 2, S. 18.

36 Vgl. dazu Thomas Lemke: *Eine Kritik der politischen Vernunft. Foucaults Analyse der modernen Gouvernementalität*. Berlin, Hamburg 1997, S. 263.

37 Vgl. dazu auch: Thomas Alkemeyer und Robert Schmidt: *Habitus und Selbst. Zur Irritation der körperlichen Hexis in der populären Kultur*. In: Thomas Alkemeyer u.a. (Anm. 27), S. 77-102.

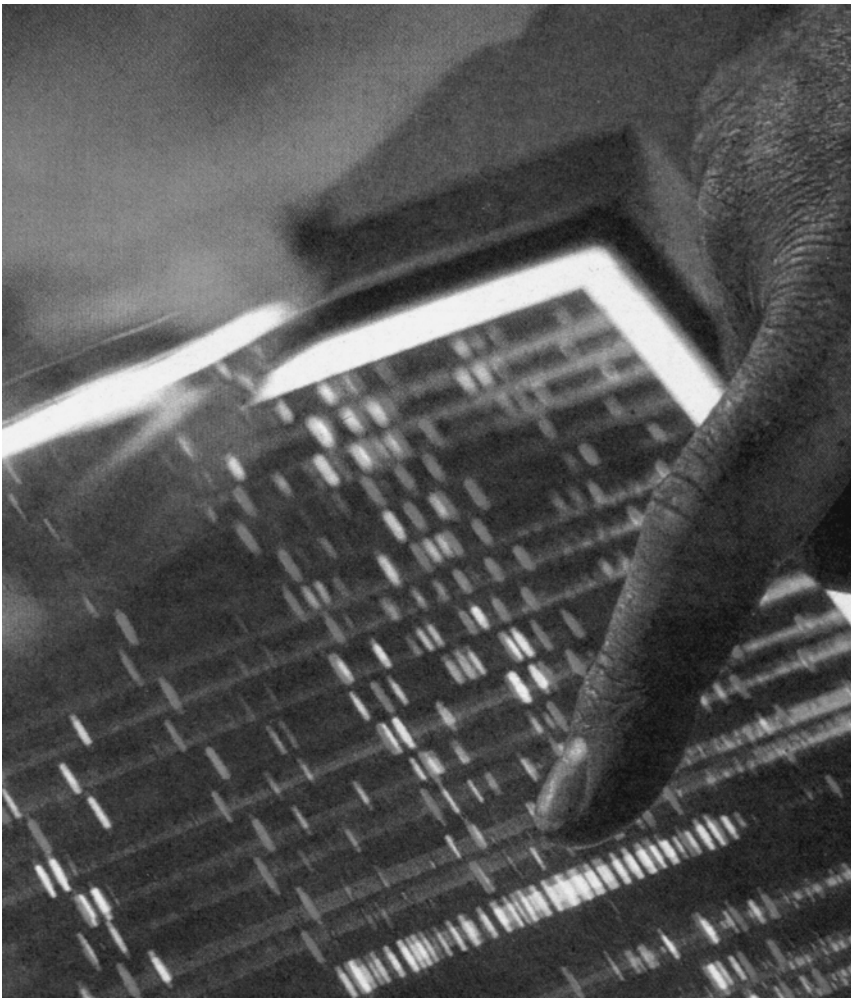


Abb. 10 Entschlüsselung des Erbmaterials (2002)

logistischen Annahmen – so zumindest die gängige Begründung, die allerdings auch umgedreht werden könnte.³⁸

Heute stehen wir vor einer ähnlichen Herausforderung: Wie reagieren wir als Kulturwissenschaftler und Kulturwissenschaftlerinnen auf die Möglichkeiten moderner Technologie, die es zunehmend erlauben, den Körper zu perfektionieren und umzubauen? Halten unsere Konzepte zu sozialen und kulturellen Strukturen und Prozessen dieser Herausforderung stand oder müssen sie grundsätzlich revidiert werden? Sir Walter Bodmer vom Imperial Cancer Research Fund in London ist der Ansicht, daß die Kenntnis des gesamten Humangenoms „eine genetische Analyse im Grunde genommen eines jeden Unterschieds zwischen Menschen ermöglichen wird“. „Eines jeden“, mit diesem gleitenden Übergang von einem genetischen Unterschied zu jedem Unterschied als einem genetischen ist ein biologischer Determinismus verbunden, der sich von den Vorstellungen der Wissenschaften um 1900 kaum unterscheidet, sich aber fundamental von kulturwissenschaftlichen Ansätzen entfernt. Es sind nicht nur Krankheiten, die genetisch bedingt sind, sondern auch „normale“ Eigenschaften, Körpermerkmale wie Verhaltensweisen. Und Bodmer fragt denn auch: Sollen Eltern das Recht haben, in Zukunft über die Augenfarbe der Kinder zu entscheiden? Er läßt

³⁸ Vgl. dazu Walter Leimgruber: Psychiatrie und Fürsorge: Zum Verhältnis von Wissenschaft und Gesellschaft um 1900. In: Gesnerus. Schweizerische Zeitschrift für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften 58 (2001), S. 123-142.

keinen Zweifel daran, daß die Entscheidung über solche Eingriffe „eine gänzlich soziale und politische, nicht wissenschaftliche Entscheidung sein wird“.³⁹

An einem Symposium der Ciba-Foundation in London 1995 wurde unter dem Titel „Genetics and Antisocial Behaviour“ über Abweichungen wie Kriminalität, Depression und Homosexualität diskutiert, die dank Gentechnologie bald individuell und generationenübergreifend dingfest gemacht werden könnten.⁴⁰ Damit erscheinen die gleichen gesellschaftlichen Probleme wie um 1900 als Herausforderung. Die Gen-Kartierungen (Abb. 10) übernehmen in diesem Denken die Funktion der erkenntnisdienlichen Fotografien, nur daß sie nun im Körperinnern ansetzen und nicht mehr primär auf ein lebendes Individuum zielen, sondern auf die nächste Generation.

Die Gentechnologie erscheint als eine neue Variante der Sehnsucht nach dem perfekten Menschen. Ihre Neuerung liegt darin, daß sie Bilder zu Körpern macht und damit die Differenz zwischen dem Bild und jenem, wovon es ein Bild ist, aufzuheben versucht.⁴¹ Die ideologische Konstruktion des Körpers, die das 20. Jahrhundert beherrschte, wird abgelöst von der Versuchung, ihn biologisch zu konstruieren. Die Verfügbarkeit der Bilder wird nun auf den Körper übertragen. Die Schöpferrolle, einstmals am Bild vollzogen, wird heute am Körper ausprobiert. Im 19. Jahrhundert gehörte es zur alltäglichen Routine im Fotoatelier, Bilder, die nicht dem Ideal entsprachen, zu retouchieren. Heute aber wird nicht mehr das Bild, sondern der Körper direkt „retouchiert“.

39 Zit. nach Rheinberger (Anm. 25), S. 86. 62 Prozent der amerikanischen Ärzte geben an, pränatale Diagnostik ausschließlich zum Zweck der Geschlechtsauswahl vorzunehmen. Jakob Augstein: Bis über beide Ohren in der Petrischale. In: Christian Geyer: Biopolitik. Die Positionen. Frankfurt/M. 2001, S. 224-228, hier S. 228.

40 Erika Feyerabend: Visionäre Medizin – territorialisierte Zukunft In: Doppelcharakter der Prävention, hg. von Heidrun Kaupen-Haas und Christiane Rothmaler. Frankfurt/M. 1995, S. 135-48, hier S. 138.

41 Hans Belting: Echte Bilder und falsche Körper – Irrtümer über die Zukunft des Menschen. In: Christa Maar und Hubert Burda (Hg.): Iconic Turn. Die neue Macht der Bilder. Köln 2004, S. 350-346, hier S. 360f.